

dtv

Reihe Hanser

Als Siebenjährige kommt Chen Yinna 1937 aus dem von den Japanern besetzten Schanghai nach Deutschland zur Familie von Steinitz. Doch bald greift der Krieg ein zweites Mal in ihr Leben ein. Interessiert verfolgt Ina, wie sie in Deutschland genannt wird, die Kriegsberichterstattung und stellt fest, dass die ihr als Feinde ihrer Heimat China verhassten Japaner nun die Verbündeten ihrer zweiten Heimat Deutschland sind.

Im Verlauf ihres wechselvollen Lebensweges beginnt Ina zu begreifen, dass Begriffe wie »Freund«, »Feind«, »Heimat« im persönlichen Leben etwas ganz anderes bedeuten können als in der großen Politik.

Die Handlung des Romans beruht auf einer realen Biografie, die Personen des Buches sind jedoch erzählerisch frei ausgestaltet.

Susanne Hornfeck ist Germanistin und Sinologin, Autorin von Sachbüchern und Übersetzerin. Fünf Jahre lebte und lehrte sie in Taipeh. Heute lebt sie in der Nähe von München. Für ihre Übersetzungen wurde Susanne Hornfeck u.a. mit dem C.H.Beck-Übersetzerpreis ausgezeichnet. ›Ina aus China‹ wurde in zwei chinesischen Ausgaben in der Volksrepublik China und in Taiwan veröffentlicht.

Susanne Hornfeck

INA AUS CHINA

ODER

WAS HAT SCHON PLATZ
IN EINEM KOFFER

Roman

陳
銀
娜

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher**
www.dtv.de

Susanne Hornfeck in der *Reihe Hanser*:

›Torte mit Stäbchen‹ ([dtv 62609](#))

›Mulan – Verliebt in Shanghai‹ ([dtv 65022](#))

*Dieses Buch ist all jenen gewidmet,
die Fremde freundlich aufnehmen.*



2017 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlaggestaltung: Peter Schössow unter Verwendung
einer Fotografie

Karte: Achim Norweg

© 2007 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Gesetzt aus der Caslon 10,5/14'

Gesamtherstellung: C.H.Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-62673-6

Taipeh, Taiwan, 1955

ERINNERUNG

Niemand dreht sich um nach der jungen Frau, die sich durch das Gedränge der Käufer und Schaulustigen in den Arkaden schiebt. Gerüche, Geräusche, Sprachlaute wie aus einem schwach erinnerten Traum. Bei einem Händler, der sein dreirädriges Lastenfahrzeug als Verkaufsstand benutzt, bleibt sie stehen. In den beiden Kesseln auf der Ladefläche schwimmen im heißen Wasser kleine weiße Kugeln, die aussehen wie Pingpongballen. In kurzen Abständen preist der Mann seine Ware an: »*Re tangyuan, mai tangyuan!*«

Zwei Silben schälen sich aus dem unverständlichen Singsang – *tangyuan*. Sofort ist sie wieder das kleine Mädchen an der Hand ihrer *ama*, spürt, wie die Zähne durch die Hülle aus weißem Reismehl ins Innere dringen und einen heißen Strom süßer Sesampaste freisetzen. Mit dem Speichel, der ihr bei dieser Vorstellung in den Mund schießt, kommen die Wörter wie ein Reflex.

»*Qing gei wo wu ge* – bitte geben Sie mir fünf Stück«, sagt sie und deutet auf die Kugeln.

Der Verkäufer antwortet mit einem freundlichen

Wortschwall in raschem Stakkato und schaut sie fragend an.

Die junge Frau versteht nicht. Hilflos wandert ihr Blick zwischen dem Gesicht des Mannes und seiner Ware hin und her.

Ein neuer unverständlicher Wortschwall. Er deutet mal auf den einen, mal auf den anderen Kessel.

Sie zuckt mit den Schultern, dann begreift sie: Es gibt zwei verschiedene Sorten.

»*San ge, san ge* – von jeder Sorte drei«, deutet Ina.

Lächelnd fischt der Verkäufer aus jedem Kessel drei Kugeln in eine Schale, füllt sie mit heißem Wasser auf und gibt aus einer Streudose Zucker darüber, der mit kleinen getrockneten Blüten aromatisiert ist. Ein süß vertrauter Duft steigt ihr in die Nase. *Guihua* – wie lange hat sie die nicht mehr gerochen. Sofort entsteht das Bild eines von blühenden Büschen gesäumten Gartenwegs in ihrem Kopf. Den winzigen weißen Blütchen entsteigt ein betörender Duft. Der erwartungsvolle Blick des Verkäufers reißt sie aus ihren Gedanken. Sie hat ja noch gar nicht bezahlt.

Die junge Frau reicht ihm eine Münze, auf die der Verkäufer herausgibt. Dabei redet er ununterbrochen auf sie ein. Das einzige seiner Worte, das bei ihr ankommt, ist *wei shenme* – warum.

Ja, warum? Die Lust auf Süßigkeiten ist ihr vergangen. Eigentlich meinte sie zu wissen, wie sich das an-

fühlt: fremd sein. Und sie dachte, das sei vorbei, jetzt wo sie wieder unter ihren Landsleuten ist. Doch schon zum zweiten Mal in ihrem jungen Leben fehlen ihr die Wörter – und diesmal auch noch die Töne, die einer einzigen chinesischen Silbe vier verschiedene Bedeutungen geben können. Damals als Siebenjährige in Deutschland hat ihr Äußeres die richtigen Signale gegeben, Mandelaugen und schwarzes Haar schienen dort zu sagen: Ich komme aus einem anderen Land, ich bin fremd hier. Die Leute haben darauf Rücksicht genommen und besonders langsam und deutlich gesprochen. Außerdem war sie ein Kind, anpassungsfähig und aufnahmebereit; schnell war die Hürde der neuen Sprache genommen. Hier aber sieht sie aus wie alle anderen, Augenschnitt und Haarfarbe stimmen, und man erwartet perfektes Funktionieren von ihr.

Fremd in der Heimat ist schlimmer als fremd in der Fremde, das hat sie in den Wochen seit ihrer Ankunft auf der Insel Taiwan gelernt. Die einst so vertraute Sprache ist ihr zur fremden Sprache geworden. Und Schanghai, ihrer eigentlichen Heimat, nachzutruern würde nichts nützen. Dorthin kann sie nicht zurück.

Immer ist irgendetwas verkehrt an mir, denkt sie. Nie gehöre ich richtig dazu. Wo bin ich denn nun zu Hause? Gibt es für mich überhaupt einen Ort dieses Namens?

Wei shenme – warum? Das Wort kreiselt in ihrem

Kopf. Der Krieg ist schuld gewesen, immer wieder
der Krieg. Aber angefangen hat es mit einem Schul-
ranzen, damals in Schanghai, als die Welt noch in
Ordnung und Ina noch Yinna, das Silbermädchen,
war.



Schanghai, Mai 1937

DAHEIM

»*Zaogao* – so ein Mist! Schon wieder Regen!«

Yinna braucht gar nicht erst aus dem Fenster zu sehen, um zu wissen, dass draußen ein dichter, grauer Regenvorhang niedergeht. Das Trommeln der dicken Tropfen auf dem Vordach hat sie geweckt, noch bevor Liuma an die Türe poltert. Also hat Yinna noch eine kleine Galgenfrist, um im Bett ihren Gedanken nachzuhängen.

Um diese Jahreszeit ist nichts anderes zu erwarten. Frühsommer in Schanghai, das heißt feuchtwarme Regenzeit. Trotzdem hat so ein Regenguss auch sein Gutes. Bei solchem Wetter darf Yinna mit der Rikscha in die Schule fahren, statt den Weg bis ins Internationale Viertel zu Fuß zu gehen. Eine richtige Schule ist das nicht, was die Nonnen aus Europa in einem Seitengebäude ihres Gemeindezentrums eingerichtet haben, eher eine Art Vorschule für chinesische und ausländische Kinder. Dort lernen sie Lieder, spielen, malen und rechnen auch schon ein bisschen auf dem Abakus, der Rechenmaschine mit den verschiebbaren Kugeln. Und zu Beginn des Unterrichts machen immer alle zusammen Gymnastik.

Heute kommt Yinna das Regenwetter gerade recht. Sie will ihren neuen Schulranzen mitnehmen und ihn den Mitschülern zeigen. Ihre Cousine hat ihn aus Deutschland mitgebracht. Die ist nämlich in Deutschland in die Schule gegangen und hat dort eine Prüfung gemacht, die Reifeprüfung heißt. Wörtlich ins Chinesische übersetzt klingt das ziemlich albern. Yinna stellt sich dabei vor, wie die *amas* und Hausfrauen auf dem Markt kritisch an den Mangos herumdrücken, um nur die besten und reifsten zu erwischen. Und jetzt wird Meihua, die in Deutschland Marta genannt wurde, hier in Schanghai erst mal eine Zeit lang im Haushalt des Onkels wohnen, bis die Sache mit ihrem Stipendium für ein Studium in Deutschland entschieden ist.

Bei dem Gedanken an den Schulranzen hält es Yinna nicht länger im Bett. Noch vor Liumas Weckruf steht sie auf und zieht sich an. Die Sachen hat ihr Liuma schon gestern Abend bereitgelegt. Für die Kleinen ist noch keine Schuluniform vorgeschrieben, und Yinna schlüpft rasch in das ärmellose Sommerkleid. Einmal mit der Bürste über den kurzen Pagenkopf gefahren, dann rennt sie hinunter in die Küche.

Das ist das Reich von Liuma, die im Hause Chen mit ihrer eigenen Tochter Baobao als *ama* lebt. Das heißt, sie ist Köchin, Kinderfrau und in diesem Fall auch ein wenig Mutterersatz, ganz wie der Name sagt:

die Liu-Mutter. Yinnas Mutter ist nämlich kurz nach der Geburt ihrer einzigen Tochter gestorben.

»Liuma, hast du dem Rikscha-Mann Bescheid gesagt?«, ruft sie anstelle eines Guten Morgen. »Heute kann ich nicht zu Fuß in die Schule gehen. Da wird mein neuer Schulranzen nass. Ich will ihn den anderen zeigen. Keiner hat so einen wie ich!«

»*Manman*. Nur langsam. Was ist denn heute los mit dir? Sonst kommst du doch morgens nicht aus dem Bett. Und das alles wegen dieser komischen Tasche? Jetzt iss erst mal. Die Rikscha wird in einer Viertelstunde hier sein.«

Liuma hat ein breites, rundes, freundliches Gesicht mit einem großen Mund voller schlechter Zähne und große Buddha-Ohren. Lange Ohrläppchen bringen Glück, sagt Liuma. Dass sie so lang sind, vermutet Yinna, könnte allerdings auch von den schweren Jadeohrringen kommen, die Liuma immer trägt. Das schwarze Haar dreht sich Liuma im Nacken zu einem Knoten zusammen. Damit er nicht so winzig ist, flicht sie sich ein paar falsche Strähnen mit hinein. Liuma ist nie anders gekleidet als in weite schwarze Baumwollhosen und einen passenden, seitlich geknöpften Kittel mit großen Taschen. Sie kommt aus einem Dorf nördlich von Schanghai und spricht einen sonderbar abgehackten Dialekt, über den Yinna manchmal kichern muss. Aber nur heimlich. Über Liuma lacht man nicht; zu wichtig ist ihre Position in diesem

mutterlosen Haushalt. Ihre starken Augenbrauen treffen sich in der Mitte, direkt über ihrer flachen Nase, und wenn ihr etwas nicht passt, dann bildet sich dort eine tiefe Falte.

Jetzt steht sie am Herd und füllt die Proviantdose, die Yinna für die Mittagspause mit in die Schule nimmt: ein Bett aus weißem Reis, in den sie liebevoll mit Sojasoße geschmortes Gemüse und ein paar Streifen gebratenes Hühnchen drückt. Das Frühstück steht schon auf dem Tisch bereit: Reissuppe mit Süßkartoffelstückchen, dazu süßsauer eingelegtes Gemüse und gesalzene Erdnüsse.

Liuma schließt den Deckel der Aluminiumdose mit zwei Klemmen, befestigt mit einem Gummi ein Paar Esstäbchen darauf und fragt: »Soll ich sie dir in dieses Ding packen?«

»Das ist keine komische Tasche und auch kein Ding. Das ist mein neuer Schulranzen aus Deutschland«, klärt sie Liuma auf und lässt es sich nicht nehmen, die Dose selbst zu verstauen. Anstatt der Stofftasche zum Umhängen, die sie sonst immer nimmt, öffnet sie andächtig die beiden blitzenden Schnallen und legt Abakus, Papier und Buntstifte in den Schulranzen aus dunkelblauem Leder. Stolz streift sie sich die beiden Tragegurte über, stolziert durch die Küche und lässt sich bewundern. Dann drückt Liuma ihr das abgezählte Geld für die Rikschafahrt in die Hand und winkt ihr nach.

»Mach's gut, Afei. Und pass auf!« Obwohl Yinna den Babyspeck längst abgelegt hat, ist sie für Liuma noch immer »Afei«, das Dickerchen.

Dass es keine Mama gibt, die ihr winkt, macht Yinna manchmal schon zu schaffen. Noch dazu, wo Papa, der für eine große internationale Bank arbeitet, so wenig Zeit hat. Zum Glück gibt es die gute, verlässliche, grummelige Liuma, die immer zur Stelle ist, wenn man sie braucht. Schnell dreht sich Yinna noch einmal nach ihr um, dann rennt sie den Gartenweg entlang, dass der Ranzen hüpf.

Yinna wohnt mit ihrer Familie in einem der geräumigen Häuser in der Französischen Konzession. Liuma und Baobao haben ihr Zimmer in einem Anbau, der direkt an die Küche anschließt und zum Hof hinausgeht. Im Hof macht Liuma auch die Wäsche der Familie. Nach vorne, zur Straße hin, gibt es einen kleinen Vorgarten, der Plattenweg ist gesäumt von duftenden Guihua-Büschen.

Vor dem Gartentor wartet schon die Rikscha. Yinna gibt dem alten Mann das Geld, schlüpft unter das ausgeklappte Dach aus gewachster Leinwand, und schon nimmt er die Deichseln auf und läuft los.

Durch ein paar kleine Straßen geht es auf die Tibet Road, eine der Hauptverkehrsadern der Französischen Konzession. Schanghai besteht nämlich genau genommen aus drei verschiedenen Städten. Seit der Mitte des letzten Jahrhunderts leben »Langnasen«

verschiedenster Nationalitäten hier, und sie haben sich Wohn- und Geschäftsquartiere geschaffen, in denen es eine eigene Gesetzgebung, eine eigene Polizei, ja sogar unterschiedliche Stromspannung gibt. Die Gebäude erinnern an die Architektur ihrer jeweiligen Heimatländer. Es gibt die Französische Konzession, deren Straßen von Platanen gesäumt sind, und die Britische und Amerikanische Konzession, die zusammen das International Settlement bilden. Dort liegt die Rennbahn und die breite Uferstraße am Huangpu, der Bund, wo die modernen Hochhäuser der Banken, Hotels und Reedereien stehen. In einem der großen Bankgebäude arbeitet Yinnas Vater.

Und dann gibt es die Chinesenstadt mit dem Stadtgott-Tempel und seinem Gewirr enger Gässchen. Aber im Grunde ist natürlich ganz Schanghai eine chinesische Stadt. Überall bieten Garküchen ihre Köstlichkeiten an, und die Straßen sind bunt gesäumt von Ladenschildern, die man von oben nach unten lesen muss.

Yinna kann das noch nicht, sie ist schließlich gerade erst sieben geworden, und in ihrer Vorschule lernt man noch keine Schriftzeichen. Dort werden erst einmal die Grundstriche geübt, aus denen diese komplizierten Gebilde zusammengesetzt sind, und zwar mit dem Finger in der Luft. Würde man gleich zu Anfang Tusche und Pinsel verwenden, gäbe das eine ziemliche Kleckserei.

Wo die Tibet Road die Avenue Edouard VII kreuzt, passiert Ina die Grenze zum International Settlement. Dort regelt ein dunkelhäutiger Mann mit Turban den Verkehr, und der Rikschafahrer muss warten. Schrille Blasmusik dringt aus der Querstraße; aha, eine Beerdigung. Jetzt bewegt sich der Leichenzug über die Kreuzung. Angehörige in weißer Trauerkleidung und Priester in orangefarbenen und goldenen Gewändern begleiten den Sarg auf seiner letzten Fahrt durch die Stadt, die um möglichst viele Ecken führt, damit die bösen Geister ihm nicht folgen können. Die Wartezeit kommt Yinna gerade recht, so kann sie einen Blick auf das Vergnügungszentrum »Große Welt« werfen. In dem mehrstöckigen Gebäude befinden sich Restaurants, Tanzbars, Theater, Spielsalons und worauf Erwachsene sonst noch ihre Zeit und ihr Geld verwenden. Sie selbst ist natürlich nie dort drinnen gewesen, hat aber die Großen darüber reden hören und erkennt das Gebäude an seinem weithin sichtbaren Türmchen und den bunten Plakaten. Endlich winkt der Lange im Turban sie weiter. Das ist ein Sikh, einer der indischen Polizisten in britischen Diensten, die im International Settlement für Recht und Ordnung sorgen. Diese Stadt ist wirklich ein buntes Völker- und Architekturgemisch.

Auch im Hause Chen war man Fremdem gegenüber schon immer aufgeschlossen. Deshalb geht Yinna ja auch in die Schule der Ordensschwwestern. Dort

heißt sie Ina. Diesen deutschen Namen hat ihr Vater für sie ausgesucht. Er klingt ähnlich wie ihr chinesischer Name: Chen Yinna. In China kommt der Familienname immer zuerst. Die Familie heißt Chen, und Yinna bedeutet »Silbermädchen«.

Weil sie wegen des Trauerzugs so lange an der Kreuzung warten mussten, ist Yinna heute spät dran. Den Ranzen auf dem Rücken, rennt sie über den leeren Schulhof. Die anderen sind schon im Klassenzimmer und haben mit der Frühgymnastik begonnen: *Yi, er, san, si* ... eins, zwei, drei, vier ... die Arme vor, die Knie beugen. Niemand beachtet sie und ihren Ranzen. Dann muss der große Auftritt eben bis zur Pause warten. Entsprechend langsam vergehen die Stunden. Die Schwester liest aus den »Vierundzwanzig Erzählungen über kindliche Pietät«, lauter Geschichten über musterhaft brave Kinder, die alles tun, um Mutter und Vater eine Freude zu machen. Heute ist Wu Meng dran. Seine Eltern waren so arm, dass sie sich kein Moskitonetz leisten konnten. Also hat sich der kleine Wu Meng, bevor sie schlafen gingen, mit nackter Brust auf ihr Bett gelegt, damit die blutrünstigen Moskitos sich satt trinken konnten und seine Eltern später in Ruhe ließen. Allein vom Zuhören juckt es Yinna überall. Wie gut, dass bei ihr zu Hause jeder sein eigenes Moskitonetz über dem Bett hat, eine transparente und zugleich sichere Festung, in die die Biester nicht eindringen können.

Endlich ist Mittagspause. Die Schwestern sammeln die Proviantdosen aus Aluminium ein, um sie in einem Wärmeschrank aufzuwärmen. Bis das Essen so weit ist, dürfen die Kinder im Hof spielen. Der Regen hat inzwischen nachgelassen. Obwohl es nur in den Pausenhof geht, setzt Yinna bewusst umständlich ihren Ranzen auf und wird auch gleich neugierig von den anderen umringt.

»He, Yinna, was hast du denn da? Zeig mal!«

»Tust du da deine Schulsachen rein? Ist das deine neue Schultasche?«, fragt ein kleines Mädchen und betastet bewundernd das glänzende Leder.

»Die sieht aber toll aus. Wo hast du die denn her?«

Gerade will Yinna erzählen, dass das ein echter deutscher Schulranzen ist, als einer der Jungen mit dem Finger auf sie zeigt und ruft: »*Tungyang zelao*, Japanischer Teufel!«

Yinna erstarrt. Was fällt dem ein? Japanischer Teufel genannt zu werden, ist so ziemlich das Schlimmste. Die Japaner sind die Feinde, die den Norden des Landes besetzt halten. Wie kommt der auf so was? Meint der etwa den Ranzen? Der kommt doch aus Deutschland. Der blöde Kerl will sie bloß ärgern und ihr die Schau stehlen. Yinna merkt, wie sie einen knallroten Kopf bekommt. Ihre Erklärungsversuche gehen im Gejohle der anderen Kinder unter. Ihr Triumph hat sich in Scham verwandelt. Jetzt hat sie ihren Spitznamen weg. »Japanischer Teufel! Japani-

scher Teufel!« Alle haben ihren Spaß. Endlich ruft die Schwester zum Mittagessen. Schnell lässt Yinna den peinlichen Ranzen unter ihrem Pult verschwinden.

Als es Zeit zum Heimgehen ist, drückt sie sich hinaus, den Ranzen diesmal nicht auf dem Rücken, sondern verschämt in der Hand. Der Rikschafahrer von heute Morgen wartet schon. Während der Fahrt nach Hause lässt sie den Ranzen zwischen Sitzbank und aufgeklappte Regenplane rutschen. Erst wenn es wieder trocken ist und der Fahrer das Verdeck zurückschlägt, wird er ihn dort finden. Aber jetzt ist Regenzeit, und wenn der Ranzen wieder auftaucht, wird der Fahrer ihn nicht mehr mit dem kleinen Mädchen in Verbindung bringen, das er damals in die Schule gebracht und wieder abgeholt hat. Erleichtert springt sie vor dem Haus aus der Riksha. Dieses Problem wäre gelöst.

Wie immer, wenn sie aus der Schule kommt, führt Yinnas erster Weg in die Küche zu Liuma und Baobao. Liuma hockt breitbeinig auf einem winzigen Hocker im Hof und putzt Gemüse. Vom Herd duftet schon das Abendessen. Baobao übt im Hof mit dem Federball. Sonst überschüttet Yinna die beiden mit ihren Erlebnissen aus der Schule, aber heute ist sie einsilbig. Auch ihre quirlige, gleichaltrige Freundin, mit der sie so gerne tobt und spielt, kann sie nicht aufheitern.

»Rat mal, wie oft ich's geschafft habe?«, ruft ihr Baobao herausfordernd zu und winkt mit dem chinesischen Federball, einem ausgestopften Stoffball mit eingesteckten Hühnerfedern, den man mit der Innenkante des Fußes in die Luft kicken und auch wieder mit dem Fuß auffangen muss.

»Während du in deiner Schule warst, hab ich geübt. Einmal hab ich's zwanzigmal hintereinander ohne Runterfallen hingekriegt. Wetten, dass du das nicht schaffst?«

»Keine Lust.«

»Bist du krank, oder was?«

Statt einer Antwort nimmt sie sich den zweiten Küchenhocker und brütet vor sich hin. Sie versteht nicht, warum der Junge in der Schule sie wegen ihres Ranzens verspottet hat. Einfach hundsgemein war das. Was hat ein deutscher Schulranzen mit den Japanern zu tun? Die Schwestern hat sie sich nicht zu fragen getraut, aber Papa wird sie alles erzählen. Natürlich ist der wieder mal nicht da, wenn man ihn braucht. Bloß Cousine Meihua, aber die hat sowieso von nichts eine Ahnung, die ist ja gerade erst aus Deutschland gekommen. Ach herrje, Meihua. Wie soll Yinna ihr erklären, dass der Ranzen – hoffentlich auf immer – verschwunden ist? Daran hat sie überhaupt noch nicht gedacht. Das wird Ärger geben. Vor allem weil Meihua immer so streng ist. Außerdem wird sie einen neuen Abakus, Stifte und eine neue

Provianddose brauchen, die Papa bezahlen muss. Vielleicht war das mit dem Ranzen ja doch keine so gute Idee.

Meihua hat in Deutschland bei einer deutschen Dame gewohnt und ist in eine deutsche Schule gegangen. All die strengen Regeln, nach denen ihr Alltag dort ablief, möchte sie nun an Yinna ausprobieren. Meihua will nämlich Lehrerin werden, und da kommt ihr die kleine Cousine gerade recht. Die kann man herumkommandieren, und keinesfalls sollte man ihre Erziehung der Hausangestellten überlassen. So behauptet Meihua beispielsweise, dass es für Kinder ungesund und gefährlich sei, sich in der Küche aufzuhalten. Die Hitze und der Qualm des Herdfeuers sollen angeblich schädlich sein. Und das große Hackmesser, das Liuma auf die Lauchzwiebeln niedersausen lässt, und die Töpfe mit brodelndem Wasser, in denen würzige Teigtäschchen oder süße, mit Sesam gefüllte *tang-yuan* schwimmen, sind viel zu gefährlich. Die klebrigen Bonbons, mit denen Liuma Yinna und den Küchengott, der in einem kleinen Schrein in der Küche wohnt, gleichermaßen verwöhnt, machen schlechte Zähne, und überhaupt ist das Aberglaube. Das behauptet jedenfalls Meihua.

Yinna sieht das ganz anders. Liumas Küchenschrein ist ein lustiges buntes Häuschen mit zwei roten Lampen, in dem ein ebenso bunt bemalter, bärtiger kleiner Gott aus Holz wohnt und von seinem Schrein aus